

nimmt er an, das inferenzielle Schlüsse tätigen zu können, eine notwendige Voraussetzung sei, um Wörter in verständlicher Weise mit andern Wörtern in Verbindung bringen zu können (222).

Mit der Verschiebung des erklärenden »Fundaments« kehrt sich die Relation von Explanandum und Explanans um. Das implizite Wissen wird zum kontingentem Resultat. Für eine theoretische Soziologie ist dies relevant: Der Zusammenhalt von sozialen Milieus wäre nun keineswegs sofort qua gemeinsamen impliziten Wissen schon erklärt. Man müsste hier eine feinkörnigere Heuristik ansetzen. Doch wie kann man darüber entscheiden, ob die Provokationen treffen? Welche Erklärungsfunktionen kommen hierbei Explikaten aus der Genetik oder den Neurowissenschaften zu, die in der Lage wären, soziologische Heuristiken dermaßen in Wanken zu bringen? Wie kann das Wissen über neuronale Netzwerke oder der DNA soziologische Erklärungsnotwendigkeiten wie etwa der Dynamik und Stabilität sozialer Ordnungen, für die das Konzept des impliziten Wissen eine Lösung bietet, substituieren? Wie kann hier das explizite naturwissenschaftliche Wissen z.B. erklären, wie es selbst zustande kam? Dies sind Fragen, die noch bearbeitungsbedürftig sind. Jedenfalls sind aber schon einige Wegmarken identifiziert, die in Bezug auf die begriffliche Fassung des »impliziten Wissen« einen Vergleichsmöglichkeit unterschiedlicher Begriffsabgrenzungen ermöglichen.

Obwohl im vorliegenden Sammelband gemeinsame Forschungsperspektiven intuitiv relativ gut nachvollziehbar sind, wäre doch, bei der sicherlich schon durchaus vorhanden Transparenz, an etwas mehr explizite Klarheit in Bezug auf theoretische Differenzen und deren Konsequenzen in wechselseitiger Bezugnahme wünschenswert gewesen. Allerdings ist bei diesem Sammelband schon aufgrund der Auswahl der BeiträgerInnen und der guten Einführung in das Thema einiges in diese Richtung geleistet worden. Anzustreben wäre eine theoretische Diskussionskultur – auch in Sammelbänden, die explizit vorsieht, den Blick unter noch intensiverer expliziter wechselseitiger Bezugnahme auf die feinen theoretischen Unterscheide und deren Konsequenzen zu richten. Der vorliegende Sammelband ist aber durchaus ein Schritt in diese Richtung.

*Anschrift:*

Michael Gubo M.A.  
Westfälische Wilhelms-Universität Münster  
Institut für Soziologie  
Scharnhorststr. 121  
48151 Münster  
michael.gubo@wwu.de

Annett Bochmann

**Robert Schmidt (2012):  
Soziologie der Praktiken.  
Konzeptionelle Studien und  
Empirische Analysen.**

Berlin: Suhrkamp. 288 Seiten.  
Taschenbuch. 15,00 €.  
ISBN: 978 3 518 29630 1

Robert Schmidt verfolgt mit seinem Buch »Soziologie der Praktiken« das Ziel, die Praxeologie in der Soziologie zu etablieren und damit zugleich einen Beitrag zu Theorie, Methodologie und Empirie zu liefern. Dieser vielseitige Anspruch steckt in dem praxistheoretischen Ansatz selbst: Empirisches Forschen und Theoriearbeit wird stets zusammengedacht. Damit ist sein Werk empfehlenswert sowohl für Theoretiker als auch für jene Soziologen, die eher der empirischen Forschung zugewandt sind (insbesondere im Bereich der Sportsoziologie und der Arbeitssoziologie).

Das Buch gliedert der Verfasser in drei Teilbereiche:

Zunächst führt Schmidt in einem ersten Abschnitt das Programm der Praxissoziologie ein, in dem er in Auseinandersetzung mit verschiedenen, von ihm identifizierten praxistheoretischen Diskursen ein Verfahren der »Praxeologisierung« als Methodologie reformuliert und dabei zugleich wichtige Dimensionen und Trägerschaften sozialer Praktiken diskutiert.

Schmidt ordnet der Praxeologie folgende Autoren beziehungsweise Theorien und Methodologien zu: Ethnomethodologie, Goffmans Interaktionsstudien, die Sozialtheorie, die an den späten Wittgenstein anknüpft, die Figurationssoziologie Norbert Elias' und die Theorien und Studien von Anthony Giddens, Pierre Bourdieu aber auch Bruno Latour. Dabei stellt er fest, dass diese Arbeiten trotz ihrer Heterogenität bestimmte Merkmale

gemein haben. Einigkeit herrsche darüber, dass soziale Ordnung über die Materialität sozialer Praktiken hergestellt werde. Demzufolge stehe eine Verankerung dieser Praktiken in Körpern und Artefakten im Mittelpunkt. Des Weiteren entwickelten all diese Ansätze ihre theoretische Ausrichtung aus empirischen Forschungsarbeiten heraus. Dabei würde die Praxeologie die übliche Trennung zwischen Praktiken des Forschens und der Theoriearbeit aufheben. Theorie müsse sich verstärkt von der Empirie verunsichern, irritieren und revidieren lassen (33ff.). Ebenso beleuchtet Schmidt die von allen diesen Positionen geteilte Idee, soziale Ordnungen als ein öffentliches Geschehen zu betrachten, das auf öffentlichen Schauplätzen und in offensichtlichen Aktivitäten beobachtbar wird. Demzufolge sei das Beobachten auch die grundlegende Form praxeologischer Forschung.

Diese Aspekte der Praxeologisierung ergänzt Schmidt um weitere bedeutende Dimensionen sowie Trägerschaften sozialer Praktiken: Temporalität, Körperlichkeit und Materialität. Erstere beschreibt das zeitliche Kontinuum, in dem sich Aktivitäten sequentiell entfalten. Diese werden in der Gegenwart vollzogen, zugleich vergegenwärtigen sie dabei Vergangenes und präformieren zukünftige Handlungen. Die zweite und dritte Trägerschaft speichern und vermitteln vollzogene Praktiken aus der Vergangenheit in die Zukunft. Bezüglich der Trägerschaft Körper arbeitet der Autor heraus, dass sich auch mentale Zustände in körperlichen »doings and sayings« manifestierten (57). Damit hebe sich die in der Soziologie übliche Körper-Geist-Dichotomie empirisch auf. Neben diesem Träger und Stabilisator von Praktiken konstituieren auch materielle Artefakte soziale Welt mit und stellen Rahmungen für Praktiken bereit.

Der Autor arbeitet an verschiedenen Stellen einen wichtigen Punkt heraus, der meiner Ansicht nach grundlegend für die Soziologie der Praktiken ist – nämlich dass der Ausgangspunkt sozialer Ordnung die Praktiken selbst sind. Strukturen werden als ein Geflecht von Praktiken verstanden und subjektives Handeln wird aus den sozialen Praktiken selbst hervorgebracht. Ferner zeigt Schmidt, dass die traditionellen Dichotomien der Soziologie (Theorie und Praxis, Mikro und Makro, Körper und Geist) mit dem praxeologischen Ansatz aufgehoben werden können.

Im Hinblick auf diesen Abschnitt ist kritisch anzumerken, dass der Autor mit »traditionellen«

Dichotomien jongliert, die man bei genauerer Betrachtung nicht einzelnen soziologischen Theorien zuordnen kann. Zudem bleibt offen, ob sich aus den benannten Merkmalen der teils sehr verschiedenen soziologischen Perspektiven (bspw. Bourdieus Habituskonzept einerseits und das *Studies of Work-Programm* andererseits) wirklich eine einheitsstiftende Praxeologie ergibt. Liest man den zweiten Abschnitt von Schmidts Arbeit, stellt man fest, dass seine Perspektive und empirischen Untersuchungen auf einer bourdieuschen Lesart der Praxeologie basieren, nicht der Lesart der *Studies of Work*.

Für die empirische Einführung der praxissoziologischen Perspektive stellt sich Robert Schmidt nun zwei speziellen Forschungsfeldern: Dem Sport und der Softwareentwicklung. Ersteres steht prima facie für körperliche Praktiken, wohingegen die Entwicklung von Software eher für mentale Praktiken steht. Anhand seiner empirischen Untersuchungen löst der Autor die scheinbare Gegensätzlichkeit dieser beiden Forschungsbereiche auf und bestätigt damit eine seiner im ersten Abschnitt erläuterten praxeologischen These, die Destabilisierung von körperlichem und mentalem Verhalten.

Dem Sport als Untersuchungsfeld nähert sich Schmidt mit Hilfe von Bourdieus analytischen Überlegungen zur Soziologie des Sports und eigenem empirischen Material. In einem ersten Schritt entwickelt er einen Entwurf zum sozialen Raum der Sportpraktiken mit Rekurs auf die Geschichte des Sports (80ff.). Einleuchtend werden die zunehmende Ausdifferenzierung von Sportarten und die Inklusion neuer Teilnehmerschaften nachgezeichnet. In einem zweiten Schritt werden anhand der Sportarten Handball, Triathlon und Inline-Hockey Positionierungs- und Unterscheidungslogiken sportlicher Praktiken an empirischen Beobachtungen verdeutlicht. Der Autor schließt, dass die Unterschiede zwischen den jeweiligen sportlichen Praktiken keinen Rückschluss auf die sozialen Zugehörigkeiten der Teilnehmer zulassen. Er stellt andererseits aber auch fest, dass durch Sport milieuspezifische Repräsentationsarbeit geleistet und soziale Differenzen produziert werden. Sportpraktiken leisteten in ihrer Unterschiedlichkeit einen wichtigen Beitrag zu Neuformierungen von bestimmten Teilnehmergruppen und deren Distinktion zu anderen Gruppen. Bereits in diesem ersten Teil des empi-

rischen Abschnittes ist man verwundert, dass nicht Sportpraktiken selbst, sondern im Sinne von Bourdieu Unterscheidungs- und Abgrenzungsmechanismen in dem sozialen Feld »Sport« beschrieben werden. Man lernt, wie sich Volleyballspieler vom Triathlon- bzw. Hockeysportler anhand ihres Äußeren und ihrer Organisationsstruktur unterscheiden, jedoch nichts über die situativ verkörperten Praktiken der jeweilige Sportart in ihren realen Vollzügen.

Anschließend beleuchtet Schmidt das Analyserwerkzeug »Vergleichen« als eine Verfremdungstechnik und plädiert für eine stärker explorative Nutzung dieser Methode. Dabei kritisiert er Vergleichsoperationen, die bereits vor der sozialwissenschaftlichen Untersuchung Einheiten als präkonstruierte Vergleiche festlegen. Analytisch produktiv sei gerade eine Unangemessenheit des Vergleichs. Neu sind diese Überlegungen jedoch nicht. Das Bilden von Maximalkontrasten und -vergleichen sind eine etablierte Methode der Grounded Theory, wenn nicht sogar der qualitativen Sozialforschung im Allgemeinen. Schmidt verdeutlicht seine Argumentation anhand der Überlegungen von Georg Herbert Mead und Pierre Bourdieu, die die Praktik Boxen mit Denken bzw. akademischen Konversationen verglichen haben. Diese Studien nimmt sich der Autor zum Vorbild und vergleicht Deskriptionen über das Boxen von Loïc Waquant (2003) mit eigenem empirischen Material zu Praktiken des Programmierens von Software. Er stellt fest, dass das Ineinandergreifen von körperlichen Bewegungen, Visualisierungen, praktischem Verstehen und geistigen Aktivitäten beim Boxen wie auch beim Programmieren eine zentrale Rolle spielt (124f.). Auch wenn der Autor immer wieder betont, dass mentale und körperliche Praktiken stets zusammengedacht werden müssen, so beschreibt er faktisch auch hier nur beschränkt Verhaltenspraktiken in ihrem Vollzug. Eine Beschreibung der Gesten (116ff.) bzw. Körperbewegungen (121ff.) eines Programmierers bzw. Sportlers (und deren Vergleich) ist meiner Ansicht nicht ausreichend, um deren Praktiken zu verstehen. Man vermisst eine Deskription und entsprechende Analyse der charakteristischen und einzigartigen praktischen Fertigkeiten, auf die die Ausführung der jeweiligen Tätigkeiten basieren.

Anschließend geht Schmidt der Frage nach, inwieweit das Bürointerieur und seine Artefakte

als aktive Entitäten materielle symbolische Träger sind. Mit Verweis auf die Diskurse der Büromöbelhersteller stellt er zunächst fest, dass Büroartefakte Symbolträger zu sein scheinen. Artefakte, wie der Bürostuhl und Bürobeleuchtung würden Rahmungen erzeugen, Kommunikation ordnen und soziales Verhalten modellieren. Flexible Trennwände würden beispielsweise einen schnellen Wechsel zwischen Team- und Einzelarbeit ermöglichen. Diese feldspezifischen Diskurse kontrastiert Schmidt mit eigenen ethnografischen Beobachtungen in einer Agentur für Softwareentwicklung. Dabei stellt er fest, dass die oben beschriebene flexible Büroordnung nicht vorhanden ist. Der Autor beobachtet eine im Gegensatz zum Diskurs der Büromöbelhersteller stehende, traditionell-geistige Arbeit, die sich auch in Form der Räume und den Artefakten des Büros widerspiegelt. Das untersuchte Büro wird als *Nicht-Ort* (148) identifiziert, das sich durch ein neutrales, rationales und austauschbares Interieur auszeichnet. Diese empirischen Beschreibungen überzeugen mäßig, so auch inwieweit die Inneneinrichtung des Büros Arbeitspraktiken mit artikulieren, also der Teppichboden beispielsweise »die Körper im Büro akustisch still« (152) legen würde.

Weiter beschreibt der Verfasser das Zusammenspiel von Körpern und Artefakten und geht der Frage nach, wie Programmierpraktiken sozial identifizierbar gemacht werden (159ff.). Das räumlich-materielle Setting und Artefakte werden mit in die körperlichen Tätigkeiten eingebunden. Genauer schildert dies der Verfasser am Gebrauch einer Skizze, in der sich der (virtuelle) »Code zu einer räumlich figurativen Gestalt« (172) wandelt. Auch wenn der Programmiercode in seinem gegenwärtigen Vollzug hergestellt würde, reiche das Geschehen jedoch über die Situation hinaus. Die Historie des Softwareprojektes träge auf die Arbeitspraktik des Programmierers und verweise auf übergeordnete Strukturierungen, wie Büroausstattung, Geschichte des Codes und der Habitus des Programmierens (174). Doch auch hier bleibt irgendwie offen: Was macht das Programmieren überhaupt zum Programmieren? *Doing Programming* scheint doch prima facie vielmehr zu sein, als den Kugelschreiber auf eine bestimmte Art zu bewegen, und ist nicht reduzierbar auf gestische Züge des Programmierers. Programmierarbeit ist auch Schreibarbeit. Daher überrascht es doch sehr, dass (Bildschirm-)Texte und (Programmier-)

Sprache in den empirischen Untersuchungen keine Rolle spielen. Auch lässt Schmidt in seinem Untersuchungsdesign keinen Raum für (non-) verbale Interaktionen. Man vermisst zudem ethnographische Beschreibungen der Situationen. Der Leser sieht, wie Menschen und Artefakte hingesetzt sind, nicht aber wie sie im Dialog stehen, interagieren, praktisch arbeiten, kollaborieren. Dem Zugang, den das Programm der *Studies of Work* zu verkörpertem Wissen einer beruflichen Arbeit bereits gefunden hat, wurde hier kaum Beachtung geschenkt. Der Begriff der Praktiken bleibt daher zumindest in diesen empirischen Studien nebulös.

In seinem dritten und letzten Abschnitt verfolgt der Autor das Ziel, den Begriff der sozialen Strukturen aus seinem konventionellen Verständnis zu heben. Die ontologische Gegenüberstellung von Praxis und Struktur werde von der Praxeologie strikt zurückgewiesen (201), da Strukturen in Praktiken selbst stecken, Voraussetzung und Resultat zugleich seien. In diesem Zusammenhang stehen zwei Fragen im Fokus seiner Überlegungen: 1. Wie werden Strukturen vermittelt? 2. Wie kann die Praxeologie translokale Strukturierungsphänomene empirisch untersuchen? Auch in diesem dritten Abschnitt seiner Arbeit bezieht sich Schmidt mit wenigen Ausnahmen stets auf Pierre Bourdieu.

Um auf die erste Frage eine Antwort zu geben, werden diese Vermittlungsprozesse anhand von Bourdieus Konzept der »stummen Weitergabe« diskutiert. Ausgangspunkt von Bourdieus Überlegungen ist die körperlich-praktische Übertragung von Strukturen mit Hilfe stummer nichtsprachlicher Bestandteile der sozialen Praktiken. Der Verfasser rekurriert hier auf Turners Kritik an Bourdieus Überlegungen (Turner 1994). Dieser argumentiert, dass, wenn soziale Praktiken als öffentliche Prozesse verstanden werden, verborgene und stumme Praktiken wohl kaum übertragbar sind. Die Praxistheorie würde daher von einer Transmission durch explizite Nachahmung ausgehen, denn anders sei die Weitergabe von implizitem Wissen nach Turners Ansicht nicht möglich. Zudem stehen Praxeologen vor einem empirischen Problem, da eine stumme Weitergabe sich des empirischen Zugangs entziehe (209). Turner würde, so der Autor, mit seiner Kritik berechtigte Lücken der Praxeologie bezeichnen (211). Andererseits wurde darauf hingewiesen, dass die stumme Wei-

tergabe praktischer Fähigkeiten in neurophysiologischen Forschungen nachgewiesen sei (Lizardo 2007). Implizite Fähigkeiten zu erlernen, sei der dominierende Modus, in dem verkörpertes Lernen stattfindet – und zwar viel unproblematischer als Turner dies unterstelle. Wichtige praktische Kompetenzen seien eben gerade nicht Gegenstand expliziter Instruktionen. Schmidt kommt zu dem Schluss, dass – folge man den neurologischen Forschungen – Strukturen in den Praktiken selbst codiert seien (216). Die stumme Weitergabe geschehe dabei vermittelt über/durch den öffentlichen Vollzug sozialer Praktiken: »Sie liegen im praktischen Vollzugsgeschehen offen zu Tage« (216). Die Prämisse, dass das Soziale öffentlich wahrnehmbar sei, könnte die Reichweite der praxistheoretischen Perspektive auf das »nur« Beobachtbare einschränken (227). Daher fragt der Autor zu Recht, wie Strukturen empirisch erfasst werden können, die das unmittelbar Wahrnehmbare überschreiten. Doch gibt dieser Abschnitt keine neuen Erkenntnisse bezüglich der Vermittlungsprozesse als jene, die Bourdieu bereits mit seinem Konzept erarbeitet hat.

Die Öffentlichkeitsthese mache jedoch auf eine Problematik der praxeologischen Perspektive aufmerksam, die bisher unzureichend diskutiert worden sei. Genauso wie Öffentlichkeit nicht gleichzusetzen sei mit Offensichtlichkeit und Sichtbarkeit (235), so sei auch Beobachtung nicht gleichzusetzen mit einer unmittelbar visuellen Wahrnehmung. Das Postulat der Öffentlichkeit gehe davon aus, dass öffentliche Muster und Strukturen nur aus Mikrosituationen hervorgehen und der Sinn dieser wiederum nur aus diesen Mustern erschließbar sei. Schmidt beschreibt drei wichtige Aspekte des Konzepts der Öffentlichkeit: (1.) Schauplatz des Sozialen seien Praktiken, die den öffentlichen Raum bilden, der wiederum durch das Lokale und seinen Kontext konstituiert ist. (2.) Öffentlichkeit wird durch die geteilte Aufmerksamkeit der TeilnehmerInnen auf einen Bezugsgegenstand bestimmt. (3.) Dabei wirken Körper, Artefakte, Symbole und Medien mit, die Praktiken über Raum und Zeit hinweg übertragen und für deren Stabilität sorgen. Diese Punkte werden einleuchtend mit dem Konzept der *joint attention* und der bekannten Interaktionsstudie von Knorr-Cetina (Knorr-Cetina/Brügger 2002) über Finanzmärkte verdeutlicht (247ff.). In diesem Teil wäre es lohnenswert gewesen, hätte der

Autor Bezug auf seine eigenen Studien genommen. Der Praktikenbegriff hätte hier noch einmal stärker ausgearbeitet werden können, auch in Differenz zu anderen theoretischen Ausrichtungen der Praxeologie.

Anhand von Bourdieus Studie »Die feinen Unterschiede« (Bourdieu 1982) erläutert Schmidt die praxeologische Technik der Beobachtung: Das Beobachten beziehe zunächst einmal alle Formen der Sinneswahrnehmung ein, wobei der Beobachter nicht in eine völlige Teilnehmerposition abgleiten dürfe. Des Weiteren sind methodisch kontrollierte Verfremdungen und die Nutzung theoretischer Sehhilfen zentrale Praktiken, um Bezüge und Rahmungen des Sozialen sichtbar werden zu lassen. Zudem sollte die Verkettung von Praktiken über verschiedene Lokalitäten hinweg weiter verfolgt werden. Entscheidend sei auch, dass das Beobachtete aus seinem Kontext gelöst werde, in andere Zusammenhänge gestellt werden müsse, um es damit in seiner Besonderheit verstehbar zu machen. Mit diesen Techniken und einer geschickten Auswahl von Blickpunkten und Schauplätzen wäre es möglich, auch Makrophänomene zu beobachten.

»Beobachten« bedeutet dann, im gemeinsam geteilten öffentlichen Raum des Sozialen zwischen lokalen, durch Ko-Präsenz gekennzeichneten Interaktionskontexten zu wechseln, ihre medialen oder abstrakt-symbolischen Vernetzungen zu rekonstruieren und entsprechende Perspektiven einzubringen« (256).

Diese Arbeitstechniken sind sicher nicht für alle Praxissoziologien gleichermaßen charakteristisch. Insbesondere die Bedeutung von (non-)verbaler Interaktion, Sprache, Schrift und Sequentialität stehen doch für einige Praxissoziologen mehr im Fokus als für andere, auch wenn sie in Schmidts Analysen eine untergeordnete Bedeutung spielen. Zudem ist die Teilnehmerposition/-involviertheit bei den *Studies of Work* stärker/eindringlicher gewichtet als bei Schmidts Forschung und seiner Verallgemeinerung.

Zusammenfassend: In seinem ersten Abschnitt zeichnet Robert Schmidt ein recht idyllisches Familienbild der praxeologischen Familie. Er entwickelt die Praxeologie als einen Forschungsansatz bzw. methodisches Verfahren, wie Soziales sichtbar gemacht werden kann. Doch

meiner Ansicht nach existiert nicht *ein* Verfahren der »Soziologie der Praktiken«, die in unterschiedlichen Forschungskontexten angewandt werden kann. Und dies zeigt sich auch in Schmidts zweitem und drittem Abschnitt. Ohne dies explizit zu machen stellt der Autor hier *eine* Lesart, nämlich eine Bourdieusche Lesart der Praxeologie vor. Hinzu kommt, dass im Gegensatz zu anderen Praxeologen in seinen Analysen vor allem materielle Artefakte und Körperlichkeit eine zentrale Rollen spielen. So bleibt er letztlich die Antwort auf seine Ausgangsfrage »Was sind bzw. was tun die Praktiken in ihrer Situiertheit?« schuldig. Trotz der Kritik habe ich Schmidts Buch mit großem Interesse gelesen. Zentrale Fragen, die der Autor zu Beginn stellt, werden beantwortet. Die rezensierte Arbeit leistet daher einen gewinnbringenden Beitrag zu den theoretischen Debatten um eine Praxistheorie des Sozialen, zur Arbeitssoziologie und Sportsoziologie sowie zur Methodologie qualitativer Sozialforschung.

## Literatur

- Bourdieu, Pierre (1982): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Knorr-Cetina, Karin/Brügger, Urs (2002): »Global Microstructures: The Virtual Societies of Financial Markets«. In: *American Journal of Sociology* 107(4), S. 905-950.
- Lizardo, Omar (2007): »Mirror Neurons, Collective Objects and the Problem of Transmission: Reconsidering Turner's Critique of Practice Theory«. In: *Journal of the Theory of Social Behaviour* 37(3), S. 319-350.
- Turner, Stephen (1994): *The Theory of Social Practices. Tradition, Tacit Knowledge, and Presuppositions*. Cambridge, Oxford: University of Chicago Press.
- Wacquant, Loic (2003): *Leben für den Ring. Boxen im Amerikanischen Ghetto*. Konstanz: UVK Universitätsverlag.

### Anschrift:

Annett Bochmann  
 Institut für Sozial- und Organisationspädagogik  
 Lübecker Str. 3  
 31141 Hildesheim  
 bochmann@uni-hildesheim.de